

dtv

Job weg, Freund weg und Wohnung so gut wie weg. Aber Corinna (31) wäre nicht die Enkelin ihrer patenten Oma aus der Eifel, wenn sie sich nicht umgehend an die Neugestaltung ihres Lebens machen würde, und zwar mit einer genialen Geschäftsidee: Sie gründet die »Schmutzengel« – ein Dienstleistungsunternehmen, das gestressten Managern und unbeholfenen Muttersöhnchen die Organisation des lästigen Haushalts und der anstrengenden Freizeit abnimmt. Der Erfolg lässt nicht lange auf sich warten, die Aufträge purzeln nur so herein, alles läuft bestens. Bis zu dem Tag, an dem im Haus eines neuen und sehr peniblen Kunden plötzlich ein Toter liegt. Besorgt um das Image ihrer Firma, beschließt Corinna: Der muss weg! Doch wie und wohin?

Jutta Profijt wurde 1967 in Ratingen geboren. Nach dem Abitur ging sie ins Ausland, arbeitete als Exportmanagerin im Anlagenbau und war selbstständige Unternehmerin. 2003 veröffentlichte sie ihren ersten Kriminalroman. Mit ihren Büchern über den vorlauten Geist Pascha und den schüchternen Rechtsmediziner Dr. Gänsewein (›Kühlfach 4‹, dtv 21129, und ›Im Kühlfach nebenan‹, dtv 21185) hat sie eine große Fan-Gemeinde erobert. Jutta Profijt lebt heute als freie Autorin in der niederrheinischen Provinz. Mehr über die Autorin: www.juttaprofijt.de.

Jutta Profijt

Schmutzengel

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Jutta Profijt
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Kühlfach 4 (21129)
Im Kühlfach nebenan (21185)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Originalausgabe

2010

© 2010 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Sabon Antiqua 9,75/12,25

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21206-9

ERSTER TEIL

I

Der Tag, an dem sich mein bis dahin weitgehend ereignisloses Leben von Grund auf und für immer veränderte, begann wie ein ganz normaler Tag. Damals dachte ich, dass dieser Tag, der mir drei Katastrophen auf einmal bescherte, der schwärzeste Tag meines Lebens sein müsste. Rückblickend kann ich sagen, dass jene Katastrophen nur kleine Ärgernisse und jener Tag nur ein lächerlicher Vorgeschmack auf das sein sollten, was mich wirklich aus der Fassung brachte. Aber lesen Sie selbst.

Noch etwas: Ich werde diese Niederschrift bei Lisbeth hinterlegen, die sie im Fall meiner Verhaftung einem Anwalt übergeben kann.

Alles begann also im Oktober des vergangenen Jahres. Nach Wochen voller Regen und Wind war zum ersten Mal der Himmel wieder zu sehen. Über Nacht waren die Wolken verschwunden, wärmere Luftmassen strömten aus dem Süden Europas zu uns und brachten angenehme Temperaturen mit sich. So hatte es der Wetterfrosch im Fernsehen formuliert. Mir war egal, woher die Luftmassen strömten. Hauptsache, der Regen hörte endlich auf.

In dem windgeschützten Balkonkasten vor meinem, damals noch unserem, südlichen Wohnzimmerfenster entfaltete die letzte, nicht verfaulte Cosmeablüte ihre zarten Blätter. Ich bin eine geborene Optimistin und empfand daher den Anblick der strahlend violetten Blüte als gutes Zeichen für den Tag und als Aufforderung, einen weiteren Blumenkasten mit Spätblüher zu bepflanzen. Das nahm ich mir beschwingt für den Feierabend vor.

Ich konnte ja nicht ahnen, dass es niemals dazu kommen sollte.

Mein Tagesablauf damals war einfach. Um halb acht aufstehen, während Greg noch schlief, eine schnelle Tasse Kaffee, die die Maschine in den zehn Minuten aufbrühte, die ich unter der Dusche verbrachte. Den normalen Filterkaffee kochte ich nur für mich, Greg bereitete sich später einen Espresso mit seinem sündhaft teuren Marken-Espresso-Vollautomaten zu. Die erste Tasse Kaffee trank ich im Bad, während ich mir die Haare föhnte, die zweite begleitete das Anziehen und Blumengießen. Ein richtiges Frühstück nahm ich schon lange nicht mehr zu mir, sehr zum Missfallen meiner Oma. Das ist so ziemlich der einzige Punkt, in dem wir nicht einer Meinung sind. Im Sturmschritt ging es dann zur Straßenbahnhaltestelle, beim Bäcker unterwegs kaufte ich ein überteuertes Brötchen, das ich in der Bahn aß und dann, um halb neun, begann mein Arbeitstag bei AIQ. Das spricht man »aikju«, also wie IQ auf Englisch. Sollte wohl witzig sein. Oder hip. Oder beides, keine Ahnung. AIQ jedenfalls war damals eine der wichtigen, angesagten Werbeagenturen in Düsseldorf, der Hauptstadt der wichtigen, angesagten Werbeagenturen. Und ich war stolz darauf, dabei zu sein.

Mein Arbeitstag in der Agentur begann üblicherweise damit, etwa zehn Liter Kaffee zu kochen. Nicht irgendeinen Kaffee, sondern ein unglaublich teures Zeug aus ausgesuch-

ten, mit Monsun-Regenwasser gewaschenen Hochlandbohnen, nach einem speziellen Verfahren geröstet und in unserer elektrischen, extra Aroma schonenden Kaffeemühle frisch gemahlen. Für mich schmeckte auch dieser Kaffee nur nach Kaffee, daher konnte ich das Aufheben, das darum gemacht wurde, nicht verstehen. Musste ich aber auch nicht, ich musste ihn nur zubereiten. Meine nächste Aufgabe war es, die Post zu öffnen und sie ungelesen auf den Tisch der Direktionsassistentin zu legen. Danach kümmerte ich mich um die Pflanzen.

Da AIQ eine hippe Agentur und keine miefige Behörde war, gab es in den lichtdurchfluteten Räumen nicht das übliche Bürogrün wie Palmen oder Gummibäume, das in dunklen Ecken auf großen Blättern Staub sammelt, sondern ausgeflipptes Zeug wie Sonnenöffner, Flamingoblumen, Froschlöffel, Flohkraut, Papyrus und Fleisch fressende Pflanzen. Zu der zweifelhaften Ehre der Verantwortlichkeit für das agentureigene Grünzeug war ich gekommen, weil ich vom Land kam. Direkt von den windigen Höhen der Schneeeifel, wo meine Großeltern einen Bauernhof hatten. Vor nunmehr zwölf Jahren war ich zur Ausbildung als Werbekauffrau nach Düsseldorf gegangen. Seitdem nannte man mich Däumling, die Frau mit dem grünen Daumen.

Damals war ich blöd genug, mich geschmeichelt zu fühlen. Mehr aufgrund der Tatsache, dass ich wichtig genug war, überhaupt einen Spitznamen zu haben, als aufgrund des Namens an sich. Der passte auch gar nicht zu mir, denn ich bin groß gewachsen. Jedenfalls war ich die erste Grünzeug-Verantwortliche, die die teuren botanischen Lieblinge des Chefs nicht innerhalb von drei Monaten in den welken Tod trieb, und so blieb der Job an mir hängen. Ich wusste genau, welches Gewächs viel und welches wenig Wasser brauchte, ob das Wasser warm oder kalt, mineralienreich oder re-

genweich sein musste und wie oft am Tag, in der Woche oder im Monat überhaupt Flüssigkeit verabreicht wurde. Ich verfügte über ein eigenes Budget, aus dem ich die nicht unerheblichen Wasserkosten bestritt. Mineralwasser für die Kalkbodenspezialisten, saures, basisches oder Meerwasser für Moorpflanzen, neuseeländische Vulkanseeflechten oder nordeuropäische Salzwiesengräser. Mein grüner Daumen sicherte mir eine lobende Erwähnung auf jeder Weihnachtsfeier und eine lebenslange Anstellung in einer der angesagtesten, hippsten und kreativsten Agenturen der Stadt.

Dachte ich.

Bis zu eben jenem sonnigen Tag, an dem die warmen Luftmassen nicht nur die erwähnte Blüte mit sich brachten, sondern auch eine Überraschung für mich:

Meine Kündigung.

Dass es Zeiten gab, in denen es der IT-Branche schlecht ging und sie riesige Populationen an kommunikationsgestörten Binärcodeschreibern und Flash-Banner-Programmierern aus der Gruppe der Aktienblasenmillionäre zurück in die Spülküchen der Erfolgstraumwelten schickte, ist hinlänglich bekannt. Dass es in der Werbebranche eine ähnliche Welle gab, blieb der Öffentlichkeit weitgehend verborgen. Eine der Ersten, die von dieser Welle aus den kreativen Räumen der mehrfach ausgezeichneten Agentur AIQ gespült wurden, war ich.

Jörgen Haukwit empfing mich ganz in Violett. Jörgen Haukwit ist Gründer und Chef von AIQ. Hinter seinem Rücken wird spekuliert, ob sein Vorname Ausdruck eines überzogenen Individualitätsbedürfnisses seiner Eltern oder schlicht das Resultat eines Tippfehlers des diensthabenden Standesbeamten bei der Anmeldung des neuen Erdenbürgers ist. Besonders böse Zungen behaupten, Jörgens Vater

sei durch übermäßigen Alkoholgenuss vielleicht nicht in der Lage gewesen, den Namen seines Sohnes angemessen zu artikulieren. Jörgen jedenfalls hat sich so sehr mit diesem Namen identifiziert, dass er sich weigert, Post entgegenzunehmen, die an Jürgen Haukwit adressiert ist.

Jörgen rasiert sich dreimal am Tag den Schädel, weil Glatze einfach cooler ist. Er ist ohne Sehhilfe blind wie ein bestochener Zöllner, verträgt aber keine Kontaktlinsen. Also hat er das Brille-Tragen zum modischen Statement erhoben, damit niemand auf die Idee kommt, es handele sich um eine medizinische Notwendigkeit. Ich habe immer vermutet, dass er allein mindestens drei Optiker auf der Kö finanziert. Seine Brillen sind unzählbar, ich kann mich kaum erinnern, ihn zweimal mit demselben Gestell, Pardon, derselben Fassung auf der Nase gesehen zu haben. Nun könnte man meinen, dass bereits die Wahl der Brille Jörgens Tagesform ausreichend darstellte, sodass er sich ansonsten den modisch offenbar zwingenden Vorgaben der Branchengrößen unterwerfen konnte, die grundsätzlich Kleidung in existenzialistischem Schwarz meinten. Doch weit gefehlt. Jörgen kleidete sich zwar stets von Kopf bis Fuß in nur eine einzige Farbe, insofern zeigte er eine gewisse Konformität mit dem Dresscode der Werbewelt. Nur ist diese Farbe eben nicht immer Schwarz. Sie variiert je nach Stimmung, und am Tag meiner Kündigung trug er Violett. Die Farbe tiefster Verzweiflung.

Nun könnte man meinen, die Farbe hätte mich warnen sollen, aber die Häufigkeit, mit der Jörgen in Verzweiflungsviolett erschien, hatte uns abstumpfen lassen. Zumal kleinste Anlässe bei ihm zu tiefster Verzweiflung führten. Beispielsweise ein Pickel auf der Nase. Oder die Tatsache, dass er seine Mutter telefonisch nicht erreichte, ein unfreundlicher Nachbar, ein schlechter Traum oder ein Hautfetzchen am Fingernagelbett. Ich dachte mir also nichts dabei.

Erst in dem Moment, in dem er mich mit beiden Armen fest an sich drückte, schrillten alle Alarmglocken in meinem Kopf los. Jörgen hasst Körperkontakt.

»Däumling, Darling, es tut mir soooooo leid, du kannst es dir gar nicht vorstellen. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.«

Mit diesen Worten ließ er mich genau so abrupt, wie er mich umarmt hatte, wieder los. Ich stand immer noch so da, wie vor und während der unerwarteten Umarmung: mit locker am Körper herunterhängenden Armen, leicht eingezogenem Kopf und einschließlic des kleinen Absatzes meiner ausgetretenen Schuhe ungefähr einen Meter zweiundachtzig groß. Jörgen misst, wenn er sich ganz lang macht, einen Meter fünfundsechzig. Er blickte mit Tränen in den Augen zu mir auf. Dann drehte er sich abrupt um, schnappte nach einem auf dem Schreibtisch liegenden Umschlag, drückte ihn mir in die Hand und schob mich zur Tür hinaus. »Bitte lass mich allein, ich muss weinen, ich will dir die Sache nicht noch schwerer machen, als sie es ohnehin schon ist. Alles Gute.«

Ich stand verwirrt vor seiner Bürotür, öffnete den Umschlag und las das Kündigungsschreiben.

Ich konnte es nicht fassen. Dies musste eine Verwechslung sein. Ich war normal zur Arbeit gekommen, hatte Kaffee gekocht, die Post vorbereitet und die Pflanzen gegossen. Alle Gewächse waren gesund, keines hatte gelbe Blätter oder war eingegangen. Wieso sollte Jörgen mir also kündigen?

Christine, Jörgens rechte Hand und linke Hirnhälfte, holte mich in ihr Büro und schloss die Tür.

»Es tut mir leid«, sagte sie. Es klang ehrlich.

Ich schwieg.

»Du hast noch Überstunden und Urlaub«, fuhr sie fort. »Wenn du willst, kannst du direkt verschwinden.«

Ich starrte sie an. Sofort verschwinden? Aber ich musste doch noch die Nachkalkulation der letzten Anzeigenkampagne machen, die Mediaplanung für den Lippenstift mit Vitamin-C-Zusatz ... Ich konnte nicht einfach verschwinden. Wer würde dann meine Arbeit machen? Und was sollte ich tun, wenn ich morgens um zehn Uhr wieder auf der Straße stand? Wo sollte ich hin? Mitten am Tag in der Wohnung herumsitzen? Shoppen? Mich zu den Pennern unter die Brücke legen?

»Nein«, stammelte ich. »Warum sollte ich?«

Sie legte den Kopf ein wenig schief, wie sie es immer tat, wenn ihr etwas unangenehm war. »Jörgen will es so.«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dass man mir nicht die Wahl ließ, sofort zu gehen, sondern den Befehl dazu gab. Das machte mich völlig fassungslos.

»Er schmeißt mich direkt und ohne Umschweife hinaus?«, fragte ich.

»Du weißt, wie er unter schlechter Stimmung leidet«, sagte Christine, die von allen außer mir Chris genannt wurde. Englisch ausgesprochen, versteht sich.

»Aber warum ...«, brachte ich mühsam hervor.

»Ach, Däumling«, sagte sie mit ihrem verständnisvollsten Gesichtsausdruck und milder Nachsicht in der Stimme. »Die Zeiten sind schlecht. Die Kunden bilden sich ein, dass sie auf die klassische Werbung verzichten können, weil sie ja schöne, bunte Internetseiten haben. Es gibt wenig Geld in der Branche und um diese Budgets kämpfen alle Agenturen, die großen etwas erfolgreicher als die kleinen. Wir stehen finanziell nicht so gut da und am Kreativpersonal können wir ja schlecht sparen, nicht wahr? Wer würde dann die Kampagnen machen?«

Damals nickte ich, weil ich ihre Argumentation für die einzig sinnvolle hielt. Kreativagenturen brauchen Kreative.

Ich war nur eine langweilige Werbekauffrau. Die Kreativen, das waren die wirklichen Helden. Sie entwarfen Logos, Slogans, Fernsehspots, ganze Kampagnen. Anzeigenserien, Preisausschreiben, Plakate und Goodies. Sie kümmerten sich zwar nicht um Geld, um Termine nur ungern, und waren projektorganisatorisch auf dem Niveau von Neanderthalern, aber sie waren eben kreativ.

Wir, das heißt meine Kollegin Susanne und ich, waren die Ordnungshüter. Wir kalkulierten, korrespondierten, organisierten, stimmten Termine ab und pochten auf deren Einhaltung.

Wir sammelten Entwürfe aus den Papierkörben und legten sie in ein Fach, aus dem sie später unter großem Hallo wieder hervorgezogen und dann doch verwendet wurden. Wir schrieben Rechnungen und ordneten Spesenquittungen, wir buchten Flüge, Leihwagen und Hotelzimmer. Wir führten die Projektdaten zusammen und stellten in der Nachkalkulation fest, ob Budgets eingehalten oder überschritten worden waren. Wir hielten einen Haufen übermütiger Hippies in Schach und organisierten den Kindergarten so, dass er – zumindest entfernt – einem gewinnorientierten Unternehmen glich. Kurz: Wir waren natürlich abkömmlich. Zumindest eine von uns, nämlich ich.

Ich packte meine persönlichen Sachen, verabschiedete mich von Susanne, die ehrlich traurig war, und von ein paar Kolleginnen und Kollegen, die peinlich berührt eine starke Arbeitsbelastung vortäuschten, um mich schnell wieder loszuwerden. Ich ging wie betäubt zur Straßenbahnhaltestelle und sehnte mich nach Gregs starken Armen.

An dieser Stelle überkommt mich wieder einmal, wie bereits mehrfach in den letzten Tagen, ein hysterisches Kichern. Starke Arme, ha! Ja, damals hatte ich mich nach starken

Armen geseht, damit sie mich festhielten und mir den Eindruck gaben, geliebt und gebraucht zu werden. Heute bräuchte ich auch ein paar starke Arme – allerdings nicht, um mich zu halten, sondern um das steif gefrorene Problem aus meinem Kofferraum zu entfernen. Aber davon später.

Greg, der Typ mit den starken Armen, war mein persönlicher Kreativer. Angestellter bei AIQ wie ich, aber einer von der coolen Sorte. Assistant Art Director. Auf dem Weg nach oben, weshalb er leider relativ wenig Zeit für mich hatte. Zumal unsere Arbeitszeiten, wie bereits kurz erwähnt, unterschiedlich waren. Ich begann früh und machte gegen sieben Uhr Feierabend, Greg fuhr später ins Büro und kam dafür oft erst nachts heim. Manchmal sahen wir uns tagelang kaum. Aber ich fühlte mich ihm immer nah, immerhin wohnten wir zusammen. Ich machte seine Wäsche, bügelte, kaufte seine Zahncreme, sein Duschgel und den Rasierschaum und sorgte auch sonst dafür, dass er alles hatte, was er brauchte. Nur sein Aftershave kaufte er während seiner zahlreichen Reisen im Duty-Free-Shop selbst. Kochen musste ich selten, Greg aß meist auswärts, oft mit Kollegen oder Kunden. Zu seiner normalen beruflichen Belastung kamen die bereits erwähnten, häufigen Reisen. Am Tag der Kündigung war er vier Tage auf Dienstreise, Entschuldigung, Business Trip, gewesen und musste, laut Plan, irgendwann innerhalb der letzten beiden Stunden zurückgekommen sein. Zumindest hoffte ich das.

Manche Hoffnungen bleiben besser unerfüllt.

Greg war tatsächlich zu Hause, und er starrte mich mit einem seltsamen Gesichtsausdruck an, als ich die Tür hinter mir schloss. Es war ja auch ungewöhnlich, dass ich mitten am Tag nach Hause kam. Tränen schossen mir in die Augen, meine mühsam aufgebaute Selbstbeherrschung schmolz da-

hin wie Eiswürfel im Hochsommer und ich stürzte in seine Arme.

Greg ist der schönste Mann auf der ganzen Welt und – hier kommt ein nicht unwichtiger Faktor für eine Frau von einem Meter achtzig ins Spiel – er ist groß. Einsneunundachtzig mindestens. Das reicht, ich trage Schuhe mit flachen Absätzen. Außerdem ist er zur Hälfte Amerikaner und zu einem Viertel Spanier. Er sieht ein bisschen aus wie eine größere Ausgabe von Antonio Banderas, finde ich. Greg findet das auch. Er ist sehr eitel, aber das darf er bei all seinen Vorzügen natürlich auch sein.

Er schloss seine starken Arme um mich, vielleicht mit einer kleinen Verzögerung, aber das bemerkte ich damals in meiner Aufregung nicht. Es fiel mir erst später wieder ein, als ich mir die tragischen Momente des Tages wieder und wieder vor Augen führte und mich in masochistischen Anwandlungen fragte, an welcher Stelle ich die Notbremse hätte ziehen können. An keiner Stelle, weiß ich heute.

Greg also hielt mich in seinen hanteltrainierten Armen und murmelte so unsinnige Dinge wie »schschsch... wer wird denn gleich weinen?« in mein Haar. Mein langes, blondes Haar, das eigentlich zu fein war, um es wirklich lang zu tragen. Greg allerdings liebte langes Haar, deshalb hatte ich es wachsen lassen. Als wir so eng umschlungen mitten im Wohnzimmer unserer Wohnung standen, wickelte er eine Strähne um seine Finger.

Vermutlich nahm er Abschied. Von meinem Haar.

Der Abschied von mir kam geschätzte siebzehn Sekunden später, als eine mir unbekannte Person weiblichen Geschlechts aus unserem Schlafzimmer kam und nuschelte: »Wann kommst du denn endlich, ich bin schon fast ...«

... eingeschlafen, vollendete ich automatisch den Satz in Gedanken.

Und als Zweites sagte mir mein grundsätzlich pragmatisch denkendes Hirn: Ich muss Oma anrufen und fragen, wie ich die Make-up-Spuren aus meinem Kopfkissenbezug entfernen kann.

Greg stellte uns charmant vor, besser gesagt stellte er mich vor. Er sagte: »Sue, das ist Corinna, von der ich dir erzählt habe.« Andersherum hätte es auch nicht so gut geklungen: »Corinna, das ist Sue, von der ich dir bisher noch nichts erzählt habe.«

Ich sagte nichts, starrte die Erscheinung einfach nur an. Sprachlos, gefühllos, fassungslos.

Sue sah zum Anbeißen aus. Sie trug nur ein Hemd, und zwar ausgerechnet Gregs Lieblingshemd, das ich zu einem obszönen Preis in einer angesagten Boutique erstanden und ihm zu seinem Geburtstag im vergangenen Mai geschenkt hatte. Ein schwarzes Hemd mit rosa Nadelstreifen von einer deutschen Hemdenmanufaktur. Er liebte diese Marke, Entschuldigung, dieses Label, und trug das Hemd mit derselben Hingabe, mit der ich es für ihn bügelte. Sue sah darin einfach süß aus. Ein bisschen wie rosa Zuckerwatte im Zartbitter-Schokoladenmantel. Sie steckte die Spitze ihres rechten Zeigefingers in den Mund, murmelte »ups, ich lasse euch dann mal allein«, drehte sich um und stelzte auf ihren langen, schlanken, haarlosen Beinen zurück ins Bett.

»*So sorry, Corinn*«, sagte Greg und legte seine Hand an meine Wange. »Es war *love at first sight*.« Als ob die englische Sprache die Geschichte von der Liebe auf den ersten Blick erträglicher machte.

»Ich wollte dir wirklich nicht wehtun, du hast so gut für mich gesorgt, aber ...«

Ich stand immer noch mit hängenden Armen vor Greg, stocksteif und sprachlos. Ich hatte gut für ihn gesorgt, das stimmt. Aber war das alles gewesen?

»Sue wird in Düsseldorf wohnen und es wäre ja lächerlich, wenn sie sich jetzt auf die Schnelle eine eigene Wohnung suchen müsste«, erklärte Greg mir beiläufig. »Deshalb dachten wir, dass es besser wäre, wenn du ...«

So schnell wird man nicht nur arbeits- sondern auch obdachlos. Und Single. Übergewichtig war ich ja schon. Innerhalb weniger Stunden hatte ich alle Merkmale der perspektivlosen Unterschicht, die es für mich bisher nur in sozialkritischen Aussagen populistischer Politiker gegeben hatte, in meiner Person versammelt. Zum Glück neige ich nicht zur Hysterie. Jedenfalls damals nicht. Eine geradezu unheimliche Ruhe hatte von mir Besitz ergriffen. Ich ließ einfach alles geschehen, so wie ich als kleines Mädchen auf dem Bauernhof meiner Oma manchmal bei strömendem Regen in meinem roten Regenmäntelchen unter dem Überlauf der Dachrinne stand und bewegungslos dem harten Platschen auf der Kapuze und den Schultern lauschte.

»Ach, Darling, Kopf hoch, du bist doch so ein nettes Mädchen, du wirst schon einen anständigen Kerl finden«, sagte Greg.

Darling hatte Jörgen mich eben auch genannt, dann überreichte er mir die Kündigung. Dem nächsten Mann, der mich mit Darling anredete, würde ich den Hals umdrehen.

»Hast du eine Freundin, bei der du unterkommen kannst?«, fragte Greg.

Ich erwachte aus meiner Lähmung und starrte ihn an.

»Übergangsweise?«, schob er hinterher.

Wir hatten fast zwei Jahre zusammengelebt und er fragte mich, ob ich eine Freundin hätte? Ich hatte keine. Nie gehabt. Ich war ja immer beschäftigt gewesen, ins Büro gehen, Gregs Anzüge in die Reinigung bringen, die Schuhe putzen, seine Koffer für die Reisen ein- und nachher wieder aus-

packen, auf Greg warten und unsere Wohnung in Ordnung halten. Eine Freundin, nein, damit konnte ich nicht dienen. Aber ich hatte eine Idee, die die Leere in meinem Kopf wie ein Blitz aus heiterem Himmel mit feiner, für mich ganz untypischer Gehässigkeit gefüllt hatte.

»Ich ziehe in dein Arbeitszimmer«, sagte ich.

Das würde ihm wehtun. Sein Arbeitszimmer war sein heiliger Rückzugsort in unserer Wohnung. Ich hatte Zutrittsverbot, solange er sich darin aufhielt, und durfte es nur betreten, um dort zu putzen und Staub zu wischen. Das allerdings durfte ich oft, denn Greg hat es gern sauber.

Natürlich hätte ich lieber meinen Koffer gepackt und wäre Türen schlagend aus der Wohnung gestürmt, aber wo sollte ich denn hin? Das Arbeitszimmer war der einzige Zufluchtsort, der mir einfiel.

Greg schluckte, wollte etwas sagen, presste aber die Lippen zusammen und nickte. Er half mir, meine Sachen in sein Arbeitszimmer zu räumen. Ich richtete mich ein so gut es ging, aber natürlich ging es nicht gut. Dann verließ ich die Wohnung, ging zur Bank, stoppte den Dauerauftrag für die Mietanteilszahlung und streunte durch die Stadt wie ein geprügelter Hund. Ich bemitleidete mich selbst nach Strich und Faden und beschloss, mir etwas Gutes zu tun. Und jedes Kind weiß, was gut für Frauen mit Liebeskummer ist: Sie setzen sich in ein Café und essen tonnenweise Torten.

Ich setzte mich in ein Café, bestellte einen Cappuccino und ein großes Stück der dunkelsten Schokoladentorte, die irgendeinen italienischen Namen trug, den ich nicht richtig aussprechen konnte. Ich schlürfte den Schaum vom Cappuccino, wie ich es, sehr zu Gregs Missfallen, immer getan habe. Die Torte kam, ich spießte ein Stück von beachtlichem Ausmaß auf die filigrane Kuchengabel, hob sie zum Mund und – presste die Lippen zusammen.

Das hatte ich ja völlig vergessen. Ich kann nichts essen, wenn es mir schlecht geht. Trauer und Stress verschließen meinen Magen zuverlässiger, als jede Operation es könnte. Das hatte mir im zarten Alter von fünfzehn Jahren einen mehrtägigen Krankenhausaufenthalt eingebracht, der der intravenösen Aufpöppelung meiner abgemagerten Gestalt diente. Ich war damals unglücklich verliebt und nicht in der Lage gewesen, zu essen. Drei Wochen lang. Drei Wochen totales Fasten sind eine lange Zeit für eine pubertierende und noch im Wachstum befindliche Göre von einhundertvierundsiebzig Zentimetern Körpergröße, also wurde ich im Krankenhaus zwangsernährt. Zum Glück verliebte ich mich bald auf das Heftigste in den Assistenzarzt, sodass ich am achten Tag selbstständig aß und wenige Tage später, sehr zu meinem Leidwesen, entlassen wurde.

Jetzt saß ich also vor einer vermutlich himmlischen Torte, bekam kein Stück davon herunter und kämpfte mit den Tränen. Ob vor Kündigungs- und Liebeskummer oder wegen der Unfähigkeit, dieses Kleinod der Konditorkunst angemessen zu würdigen, war mir nicht klar, im Grunde aber auch egal.

Damals brachten mich noch Kleinigkeiten aus der Fassung.

Natürlich ärgerte ich mich auch darüber, dass ich das Feld meiner Nachfolgerin überlassen hatte, statt um meinen Platz an Gregs Seite zu kämpfen.

»Mir ist egal, wo sie wohnt, ich jedenfalls wohne hier«, wäre ein guter Satz gewesen.

Auch der Spruch: »Wenn ihr beide zusammen sein wollt, dann sucht euch doch eine gemeinsame Wohnung. Ich bleibe hier«, hatte einen gewissen Reiz, war aber leider ganz unpassend, denn für mich allein war die große Wohnung viel zu teuer.